



Das RAD-Lager mit Loeffelads Arbeiter-Wohnhaus in der Zirgesheimer Straße.



Appell der HJ und des BDM vor dem Riedertor. Fotos: privat.

GÜNTER SIBINGER (Jahrgang 1933)

Meine Erinnerungen an die Kriegsjahre 1939–1945

Günter Sibinger wuchs in der Kapellstraße 25 (alte Hausnummer 27) auf. Sein Vater Karl Sibinger hatte ein Bauwarengeschäft. Mit seinen Eltern erlebte er im Keller des Wohnhauses den ersten Luftangriff auf Donauwörth am 11. April 1945. Dann evakuierte sich die Familie nach Schäfstall, wo sie den Durchmarsch der Amerikaner nach Donauwörth erlebte.

Im Jahr 1939 kam man mit sechs Jahren in die Schule und gleichzeitig auch zum Jungvolk. Zum Appell trug man eine schwarze Hose, kurz, wenn lang, dann als Knickerbocker, ein braunes Hemd mit Krawatte – das war ein gerolltes schwarzes Dreiecktuch –, das gebunden von einer Lederriemenkordel zusammengehalten wurde. Schon beim Jungvolk wurde man zum Arbeitseinsatz auf dem Bau an den Wochenenden dienstverpflichtet. Beispielsweise als Hilfsarbeiter bei Errichtung der Häuser in der „Adolf-Hitler-Siedlung“, die heute Neudegger Siedlung heißt. Auf das Jungvolk folgte die Hitler-Jugend (HJ), eine paramilitärische Ausbildung als Vorbereitung auf die Waffen-SS. Die deutsche Jugend meldete sich damals freiwillig und eifrig zur Waffen-SS, denn dann war die berufliche Zukunft ziemlich aussichtsreich, wurden doch die meisten später in den Polizeidienst übernommen oder kamen als Rekruten zu den SS-Totenkopfbrigaden, die später das Wachpersonal für die KZs stellten. Die SS galt als Elitetruppe. Hatte sich ein Hitlerjunge freiwillig gemeldet, trug er ein rotes Bändchen an der Schulterklappe. Wer es nicht hatte, wurde unter Druck gesetzt, sich freiwillig zu melden.

In Donauwörth gab es damals auch ein Arbeitsdienstlager. Das lag unterhalb der Donauhalle in der Zirgesheimer Straße, den Loeffelad-Häusern schräg gegenüber. Die Arbeitsmänner marschierten immer wieder mit blankgeputzten und geschulterten Spaten an Feiertagen – wie etwa am 1. Mai – mit Gesang durch die Stadt. Kriegsvorbereitungen gab es in den Jahren schon vor Kriegsbeginn am 1. September 1939. Zum Zwecke der Mobilmachung wurden die Pkws und Lkws unseres Baubetriebs wiederholt für ein bis zwei Tage eingezogen. Mit Kriegsbeginn erhielt jeder „Volksgenosse“ Lebensmittelmarken und Bezugsscheine. Nahrungsmittel

gab es dann nur noch gegen Vorlage von Marken, die jedem monatlich zugeteilt wurden.

Für den Kauf von Kleidung und Schuhen brauchte man Bezugsscheine. So war alles vom ersten Tag an geregelt.

Je nach Schwere der körperlichen Arbeit wurde die Menge der zugeteilten Lebensmittel variiert: Normalverbraucher, Schwerarbeiter und Schwerstarbeiter. Wir hatten während des Krieges einen Kartoffelacker, den wir mit Hilfe des Bauern [Johann] Stuhlmiller junior (1886–1970) aus Nordheim¹ jedes Jahr anbauten und abernteten. So konnten wir uns an Kartoffeln immer sattessen. Wir litten dank der Kartoffeln keinen Hunger, allerdings wurden diese nicht immer in Fett, sondern auch in Wasser gebraten. Kartoffelkäfer gab es schon damals. Laut der Nazi-Propaganda sollten diese von feindlichen Flugzeugen abgeworfen worden sein. Das Jungvolk, die Hitlerjugend, ja die ganze Bevölkerung war aufgerufen, die Kartoffelkäfer einzusammeln. In der Kriegszeit traf man sich bei uns gelegentlich mit Gleichgesinnten zum Gedankenaustausch. So kam bei uns immer wieder Johann Rössle von der Spedition [Johann] Durner vorbei.² Dieser war während des Ersten Weltkrieges mit Adolf Hitler in einer Kompanie an der Westfront gewesen. Ich erinnere mich nicht mehr an einzelne Details, jedoch sehr gut daran, dass er den „Führer“ und „größten Feldherrn aller Zeiten“ nicht als mutigen Anführer, sondern als „notorischen Großsprecher und Schreier“ geschildert hat.

Mein Vater war kein Nationalsozialist und mit Beginn des Russlandfeldzuges besonders kritisch gegenüber den von Hitler „garantierten und lauthals propagierten Endsieg“. Er sprach gar nicht das Scheitern des Russlandfeldzuges Napoleons an, sondern nahm meinen Schulatlas,³ schlug die Karte Europa und Asien auf und verglich Deutschland in Europa und Europa bis zum Aral mit dem sich weit erstreckenden Russland bis zum Ural und darüber hinaus mit ganz Asien bis zur Beringsee!

Bis zum Beginn des Russlandfeldzuges gab es selten Fliegeralarm in Donauwörth. Danach nahmen sie stetig zu – zunächst nur nachts, später auch am Tage, schließlich heulten gegen Ende des Krieges die Sirenen sogar mehrmals am Tag.

Es gab damals auch die sogenannte „Kinderlandverschickung“. Angesichts der steigenden Luftgefahr wurde die Augsburger Maria Theresia-Mädchenschule sogar ganz nach Donauwörth verlegt. Die Schülerinnen wohnten

unter der Woche in der Stadt und gingen hier zur Schule. An den Wochenenden kehrten sie zu ihren Eltern zurück. Meistens nur zu ihren Müttern, denn die Väter waren an der Front oder dienstverpflichtet in Rüstungsbetrieben beschäftigt.

In den letzten Kriegsjahren wurden wir als elf- und zwölfjährige zum „Brandschutz“ dienstverpflichtet. Bei Fliegeralarm mussten wir – auch nachts – zur Schule kommen, um gegebenenfalls nach einem Luftangriff beim Löschen zu helfen und die Brandbomben aus dem Dach des Pro-Gymnasium-Gebäudes zu entfernen. Dafür gab es Schaufeln. Das funktionierte einwandfrei bei Brandbomben ohne Phosphor! Als Löschhilfen standen Kübel und Wannen mit Wasser bereit. Die Bevölkerung war angehalten, in Badewannen Wasser vorzuhalten, weil nach der Bombardierung mit Sprengbomben die Wasserversorgung unterbrochen war.

In den letzten Kriegsjahren beherrschten die Westalliierten uneingeschränkt den Luftraum über „Großdeutschland“. Später kamen zu den nächtlichen Bombenangriffen tagsüber Tiefflieger mit den „Jabos“. Die Eisenbahnzüge der Mitschüler, die aus Richtung Tapfheim, Harburg, Rain oder Mertingen kamen, wurden immer öfters von niedrig fliegenden Jagdbombern verfolgt und mit Maschinengewehren beschossen.

Ich selbst sah, wie ein Jagdbomber seinen Zusatztank – die Tanks waren unter den Tragflächen angebracht – auf die Gleisanlagen am Bahnhof Donauwörth abwarf. Die Tanks waren nicht ganz leer. Der Resttreibstoff aus dem zerrissenen Tank entzündete sich beim Aufschlag und entzündete alles Brennbare in der Umgebung. Auch Splitter waren eine tödliche und vernichtende Gefahr. Wir Jungens sammelten die Patronenhülsen der Maschinengewehre auf, die etwa 12–15 cm lang und 3–4 cm im Durchmesser hatten. Wir bastelten uns daraus unser Feuerwerk zu Silvester. Wir füllten die Hülsen mit Sprengstoff, den wir uns aus Unkrautex, Schwefel und einer dritten Substanz gemischt hatten. Dann legten wir eine Zündschnur, die wir mit Schwefel getränkt hatten. Nachdem sie trocken war, verstopften wir die verjüngte Hülsenöffnung. Nach dem Zünden der Schnur wurde die Metallhülse mit einem Donnerknall zerrissen.

Vor der Jahreswende 1944 auf 1945 wurde das Schulgebäude der Oberschule in der Kapellstraße für Einheiten der ukrainischen „Wlassow-Armee“ geräumt. Dort wurden auch kriegswichtige Güter und Lebensmittel eingelagert. Die Oberschule wurde vom Progymnasium in der Kapellstraße

in die Klostergasse der Mädchenschule am Ende der Sonnenstraße Ecke Spindeltal verlegt. Für uns unerwartet stand eines Tages auf allen Tafeln in allen Klassenzimmern „Schluss bis Kriegsende“. Vom Lehrpersonal gab es dazu keine Informationen an die Schülerinnen und Schüler.

Am 19. März 1945 flog gegen 14 Uhr ein Bombengeschwader etwa über der Bahnlinie von Donauwörth nach Bäumenheim. Unter den Maschinen sah man deutlich kleine schwarze Punkte, die sich immer schneller nach unten bewegten, unscharf und unsichtbar wurden! Kurz drauf hörte man das Donnern und Grollen explodierender Sprengbomben aus Bäumenheim. Der verbotene Soldatensender West meldete am selben Tag abends einen „Luftangriff auf Bäumenheim“.⁴ Radio Beromünster aus der Schweiz meldete auch korrekt Bäumenheim als Angriffsziel. Dort wurden auch von den Alliierten Flugblätter abgeworfen, die die Bevölkerung über die tatsächliche militärische Kriegslage aufklären und ihren Widerstandswillen brechen sollten. Wir von der Hitlerjugend Donauwörth wurden nach Bäumenheim befohlen und mussten die in Massen abgeworfenen Flugblätter einsammeln. Sie wurden auf Haufen gelegt und mit Blindgängern von Brandbomben angezündet, weil es kaum Zündhölzer gab. Die Brandbomben waren sechseckig, hatten einen Durchmesser von etwa 10 Zentimetern und waren etwa 40 bis 50 Zentimeter lang. Der Zünder – ähnlich einem Schlüsselring – wurde mit dem Taschenmesser angeschabt, die Bombe auf den Boden geschlagen. Diese entzündete sich und setzte die gesammelten Flugblätter in Brand. Bomben mit Phosphorsprengsätzen haben wir aus gutem Grund nicht angerührt.

Anfang April 1945 wurden in der Promenade nahe der Kapellstraße, aber auch an anderen „strategisch wichtigen Stellen zur Verteidigung der Stadt Donauwörth“, wie es hieß, drei bis vier Meter lange Baumstämme abgeladen. Diese wurden stehend etwa einen Meter tief von Kriegsgefangenen mit Pickeln und Schaufeln als „Panzersperren“ eingegraben! Manche US-Panzer hatten vorne eine Art Räumungsschild, die wie die heutigen Planierschilder an Erdbewegungsmaschinen jedoch noch nicht hydraulisch gesteuert werden konnten. Die hingen an einer Art Flaschenzug, was eine Anpassung in der Höhe zuließ. Für die war es kein Problem, die „Panzersperren“ einfach wegzuschieben.

Im März und April 1945 war in Donauwörth der Kanonendonner von der Front im Nordwesten deutlich zu hören. Jeden Tag gab es mehrfach – auch

des Nachts – Fliegeralarm. An beiden Wörnitzbrücken waren Sprengkammern für Bomben eingebaut. Nahe der Donaubrücke wurden Sprengkammern für Bomben eingebaut. Unweit der Donaubrücke wurden Blindgänger von nicht explodierten Sprengbomben gelagert. Am 11. April 1945 überflogen zunächst zahlreiche Bombergeschwader die Stadt in östlicher Richtung. Gegen 13 Uhr und 15 Minuten näherten sich dann Flugzeuge vom Nordosten der Stadt. Plötzlich sah ich, wie „Christbäume“ abgeworfen wurden, die das Zielgebiet markierten. So schnell war ich noch nie im Luftschutzkeller ... Die Bewohner der Stadt verbrachten an diesem Tag ewig lange 15 Minuten in den Luftschutzkellern. Es krachte und donnerte, die Erde bebte immer wieder! Während des Bombardements wusste man: Geschützt ist man nur gegen die Brandbomben, nicht aber vor den Sprengbomben. Denn diese durchschlugen auch die Massivdecken aus Beton und zerstörten die Häuser und Gebäude. Man konnte also unmittelbar durch

Albert Sibinger
Bauwaren-Großhandlung
Telefon 26 **Donauwörth** am Bahnhof
führt reichhaltiges Lager in allen
Baumaterialien
Ausführung sämtlicher Bauten in Hoch-, Tief-
und Eisenbeton, sowie aller vorkommenden
Haus-Reparaturen etc. durch
Albert Sibinger, Baumeister.

Werbung für die Firma Sibinger, Adressbuch Donauwörth 1937, rückwärtiger Buchdeckel.

die Explosion getötet und – oder auch – unter den Trümmern lebend verschüttet werden. Lebendig begraben? Wie lange? Für immer? Verletzt oder unverletzt?

Glücklicherweise blieb uns das alles erspart. – Vielen anderen aber leider nicht! Kurz nachdem Ruhe eingekehrt war, verließen wir den Luftschuttkeller unseres Wohnhauses. Die Luft war voller Staub und rauchverhangen. Der Atem brannte in der Kehle! Auf dem Dach unseres an der Wörnitz gelegenen Gebäudes sahen wir Rauch aufsteigen. Schnell war ich oben und schaufelte die Brandbombe in Richtung Ufer der Wörnitz, wo sie keinen Schaden mehr anrichten, sondern ruhig ausbrennen konnte. Es war Gott sei Dank eine einfache Brandbombe, ohne Phosphor. Sonst wäre das Gebäude wohl nicht zu retten gewesen. Im Hof lag auch eine Brandbombe. Der Blindgänger war ob des harten Aufschlags auf dem Boden um 90 Grad verbogen. Alle umliegenden Dächer waren durch die Detonation der Sprengbomben abgedeckt worden. Die Fenster waren eingedrückt und die Scheiben zerbrochen. Unsere Wohnung war von einer Zentimeter dicken Staub- und Dreckschicht eingehüllt. Der Giebel war handbreit nach außen gedrückt und musste später abgebrochen und wieder neu gemauert werden. Ebenso Teilstücke der Straßenseite.

Am Straßenrand schräg gegenüber war ein großer Sprengbombentrichter, mit etwa acht Metern Durchmesser, der die Kapellstraße halbseitig einen halben Meter abgesenkt hatte. Dort war bis zur Detonation der Sprengbombe ein Telegrafmast gestanden. Jetzt ragten vom Mast noch zwei Meter aus dem Dach eines 15 Meter entfernt stehenden doppelstöckigen Haus heraus. Ein stadtauswärts unmittelbar [an uns] angebautes Haus brannte lichterloh. Die Feuerwehr aus Bäumenheim, die über die Donaubrücke ausgerückt war, versuchte zu löschen. Doch das Nachbarhaus brannte nieder. Bei diesem Löschversuch wurde auch unser Giebel mit Wasser angestrahlt und gekühlt. So konnten die Flammen nicht überspringen, und unser Gebäude blieb stehen und erhalten, wenngleich Türen und Fenster eingedrückt, die Glasscheiben zerbrochen und das Dach abgedeckt war.

Donauwörth wurde nach Würzburg als die am schwersten durch Luftangriffe beschädigte Stadt eingestuft. Schon vor diesem Luftangriff konnte man in Donauwörth den Lärm und das Grollen der immer näher kommenden Front hören. Ein Nachbar aus der Umkehr⁵ konnte nur wenig aus seiner brennenden und nicht mehr zu löschenden Wohnung retten. Er stellte die

Sachen bei uns unter und verstieg sich zu der unverständlichen Aussage: „Wir müssen den Krieg noch gewinnen.“ Seine Worte klingen mir noch heute immer wieder in den Ohren! Sie machen deutlich, wie gedankenlos, uneinsichtig und verbohrte Menschen sein können, die der Nazipropaganda bis zuletzt kritiklos vertrauten.

Am 19. April 1945 wurde Donauwörth ein zweites Mal aus der Luft mit Sprengbomben angegriffen. Der Tieffliegerangriff galt der Eisenbahnbrücke über die Donau. Die Bahnanlagen und die Maschinenfabrik Donauwörth wurden schwer getroffen. Danach wurde die Straßenbrücke über die Donau von deutscher Seite für die Sprengung vorbereitet. Dafür legte man in der Mitte eines jeden Jochs auf beiden gegenüberliegenden Gehsteigen sechs Sprengbomben, jeweils drei, zwei und eine Bombe übereinander. Diese Bomben waren etwa 1,70 Meter lang, hatten circa 40 cm im Durchmesser und wurden über ihre Zünder verbunden. Die spätere Sprengung und demzufolge die Sprengung der Brücke funktionierte leider perfekt.⁶ Manche Stahlträger der zerstörten Brücke sind bei Niedrigwasser noch heute im Flussbett zu sehen. Je nach Wasserstand der Donau verursachen sie eine kleine Welle.

Nachdem Donauwörth zur Festung erklärt worden war, war beim Einrücken der US-Armee mit schwerem Beschuss und Straßenkämpfen zu rechnen. Deshalb gingen wir nach Schäfstall, da wir dort im elterlichen Anwesen unseres Dienstmädchens unterkommen konnten. Ein Landwirt brachte uns am späten Abend, als es schon dunkel geworden war, dorthin. Am Tag wäre es wegen der Tiefflieger zu gefährlich gewesen. Der Artilleriebeschuss dauerte des Tages und besonders heftig in der Nacht – eine Woche. Zunächst von Seiten der heranrückenden Amerikaner, anschließend von den abziehenden Deutschen. In Schäfstall gab es Todesopfer und verletzte Zivilisten. Der Einmarsch der Amerikaner erfolgte eigentlich relativ still, ja fast friedlich. Sie kamen vom Karweiserhof herunter in das Dorf Schäfstall. Es fiel kein Schuss. Etwa 15 bis 20 amerikanische Soldaten durchquerten den Ort zu Fuß. Vorneweg ein Truppführer mit seiner Pistole, dahinter die übrigen mit den Gewehren schussbereit. Jeder Erwachsene und auch wir Jugendlichen mussten die Ärmel hochschieben. Armband- und Taschenuhren wurde abgenommen. Der Anführer hatte beide Arme voll mit beschlagnahmten Uhren. Nach Einmarsch der Amerikaner wurden die Häuser in Schäfstall zur Plünderung freigegeben. Die Möbel wurden ausgeräumt, und

was die Plünderer nicht brauchen konnten, wurde achtlos auf den Boden geworfen.

Die US-Stadtkommandantur zog im Hotel Krebs ein. In der Förgstraße wurden die Häuser beschlagnahmt. Deren Bewohner mussten ihre Wohnungen verlassen, an ihrer Stelle wurden US-Soldaten einquartiert. Waffen und Munition mussten abgeliefert werden. Sie lagen, für jeden zugänglich, an verschiedenen Sammelstellen im Stadtbereich. Gleich neben unserem Anwesen lagen in der Einfahrt zum Gasthof Becher Gewehre, Maschinengewehre, Tellerminen und jede Menge Munition. Es vergingen Wochen, bis das Gefahrgut abtransportiert wurde. Während unseres Aufenthalts in Schäfstall war zu Hause bei uns in der Kapellstraße noch eine Artilleriegranate eingeschlagen und explodiert. Der Schaden durch die Explosion und die Granatsplitter hielt sich im Lagerraum, der ja leer war, in Grenzen. Unser Anwesen wurde als schwer beschädigt eingestuft.

(2019)

Anmerkungen

- 1 Nach ERHARD HARTEL, Nordheimer Chronik, Donauwörth 2000, handelt es sich um den „Rambauer“, Nordheim Hausnummer 9, heute Rainer Straße 45.
- 2 Das Rollfuhrunternehmen Johann Durner, Stadthof 5, besorgte Möbeltransport, aber auch Kies- und Sandlieferungen und vermietete Lastkraftwagen.
- 3 Deutscher Schulatlas. Herausgegeben von der Reichsstelle für das Schul- und Unterrichtsschrifttum Berlin 1942, S. 17–19.
- 4 QUIRIN WEGELE/WILHELM BERNERT, Asbach-Bäumenheim zur Zeit des Dritten Reiches, in: Asbach Bäumenheim – Ein Heimatbuch, hrsg. von der Gemeinde Asbach-Bäumenheim 1987, S. 44–47.
- 5 Anna Reiter (1873–1945) wohnte im Haus Nr. 39 an der Umkehr. Dort kam sie am 11. April 1945 ums Leben.
- 6 Vgl. dazu den Bericht zur letzten Brückenwache von ANDREAS RUISINGER, Mein Weg bis Kriegsende, in: Mitteilungen des Historischen Vereins für Donauwörth und Umgebung 2005–2006, Donauwörth 2007, S. 166–172, dort S. 169.